

Es kommt nicht oft vor, dass in den großen Medien innerfeministische Debatten einen Raum erhalten. Von daher hätte es interessant sein können, wie Judith Butler und Sabine Hark als Vordenkerinnen des intersektionalen Queerfeminismus auf der einen Seite und Alice Schwarzer als prominente Kritikerin dieses Ansatzes auf der anderen ihre Differenzen einmal vor großem Publikum ausbreiten. Denn viele wissen ja gar nicht so genau, warum es bei dem Streit dieser beiden Fraktionen eigentlich geht, obwohl der seit Jahren schon so leidenschaftlich geführt wird.

Die verschenkte Feminismusdebatte

Leider ist die Chance verpasst worden. Die beiden langen Texte in der „Zeit“ lassen schon mit den Überschriften nichts Gutes ahnen: Unter dem Titel „Die Verleumdung“ werfen Butler und Hark der „Emma“ und Alice Schwarzer vor, rassistisch zu argumentieren und sich am rechtsextremen Agendasetting zu beteiligen, das derzeit Deutschland und die Welt bedroht. Unter dem Titel „Der Rufmord“ weist Schwarzer diesen Vorwurf zurück und erklärt ihre Kritikerinnen zu weltfremden „Berufsdenkerinnen“, die letztlich selber wie Pegida und AfD argumentierten.

Beide Texte wurden in den sozialen Medien fleißig geteilt: „Geniale Replik von Butler auf den ‚Emma‘-Schwachsinn“ schrieben die einen. „Alice Schwarzer ist die einzige, die sich noch traut, diesen queeren Mist zu kritisieren“, schrieben die anderen. Was allerdings überhaupt nicht stattfand, das war ein Austausch, eine Debatte. Nun ist diese Dynamik in sozialen Medien normal: Man teilt, was man gut findet, gleich und gleich gesellt sich gern. Aber Feminismus sollte es besser machen, ja, er müsste es. Gerade in

Zeiten, in denen Rechtspopulisten die Freiheit der Frauen wieder ganz offen zur Disposition stellen, wäre ein inhaltlich ausgetragener Streit unter Feministinnen darüber, welche Schwerpunkte heute wichtig sind, zentral.

Unsere politischen Differenzen müssen auf den Tisch, wir müssen die Deutungshoheit über den feministischen Diskurs endlich wieder in die eigene Hand nehmen. Doch dafür ist es notwendig, sich auf die gegnerische Sichtweise einzulassen, zu versuchen, zu verstehen, was das Anliegen der anderen Seite ist. Auch dann, wenn man die ganz falsch und fürchterlich findet. Denn zu verstehen, was die andere Seite will, was ihr am Herzen liegt, welches ihre Befürchtungen und Wünsche sind, ist eine notwendige Voraussetzung, um Argumente zu finden, die sie vielleicht überzeugen können. Aber für viele scheint es nur die Wahl zu geben zwischen Solidarität, bei der keine Konflikte erlaubt sind (jedenfalls nicht nach außen hin), und der Aufkündigung jeglicher Beziehung, der offenen Distanzierung. Beides ist jedoch unproduktiv.

Als ich meine Kritik an den Artikeln in der „Zeit“ auf meiner Facebook-Timeline postete, kam von einigen der Einwand, Butler und Hark hätten es richtig gemacht, schließlich habe die „Emma“ ja mit dem Streit angefangen. Tatsächlich kann man den Eindruck gewinnen, dass Alice Schwarzer an einem Austausch mit andersdenkenden Feministinnen nicht interessiert ist. Schon vor vierzig Jahren haben Feministinnen ihr das vorgeworfen, und die Entschiedenheit, mit der Schwarzer die Deutungshoheit über die deutsche Frauenbewegung beansprucht, ist schon oft diagnostiziert und besprochen worden. Vielleicht lohnt sich mit ihr persönlich tatsächlich keine Debatte. Aber selbst wenn es so wäre, ist dies kein Argument, die Vermittlung der eigenen Anliegen nicht wenigstens zu versuchen. Eine politische Debatte, die

im Sinne Hannah Arendts an einem pluralistischen Austausch interessiert ist, lässt sich nämlich sehr wohl auch einseitig führen, zumal öffentlich. Denn die Adressatin ist das Publikum.

Der Versuch, zu verstehen

Spätestens da aber wird der Vorwurf, Schwarzer sei rassistisch, kontraproduktiv. „Rassismus“ erklärt keineswegs, warum sie so viele Anhängerinnen und Unterstützerinnen hat. Unter den Schwarzer-Fans in meinen Facebook-Kontakten sind beispielsweise Migrantinnen aus Ländern wie dem Iran oder der Türkei. Sie haben Erfahrungen mit islamisch begründetem Patriarchat gemacht, die ich nicht habe, und die mich zumindest verpflichten, ihrer Einschätzung aufmerksam zuzuhören. Oder es sind Aktivistinnen darunter, die schon feministische Projekte organisiert haben, als ich noch nicht mal lesen und schreiben konnte. Sie haben in der Studentebewegung erlebt, wie leicht die Anliegen von Frauen zum „Nebenwiderspruch“ erklärt werden. Ich kann verstehen, dass sie sich durch manches in der heutigen „intersektionalen“ Debatte an diese Erfahrungen erinnert fühlen. Wieder andere sind zwischen die Räder queerfeministischer Rechtgläubigkeitsdebatten geraten und ziehen diesen zähen Streitereien nun das klare Weltbild des „Emma“-Feminismus vor.

Es gibt viele weitere Perspektiven und Positionen, aus denen heraus engagierte Feministinnen sich auf die Seite der „Emma“ stellen. Ich teile diese Ansichten nicht, aber ich respektiere diese Frauen als Mitstreiterinnen in dem gemeinsamen, großen und pluralistischen Konglomerat namens „Frauenbewegung“ – ebenso wie ich im Übrigen auch Judith Butler respektiere, obwohl ich ihre wohlwollende Haltung gegenüber der antisemitischen BDS-Kampagne für vollkommen indiskutabel halte.

Eine andere Feministin mit ihrer Position ernst zu nehmen bedeutet, ihre Ansichten und Argumente abzuwägen und sich mit ihnen inhaltlich auseinanderzusetzen.

Politische Differenzen sind keine wissenschaftlichen Fragestellungen, auf die es „richtige“ und „falsche“ Antworten gibt. Ich kann zwar beweisen, dass im Rhein Wasser fließt und kein Kakao, aber ich kann nicht beweisen, dass meine politische Meinung wahr ist und die meiner Kontrahentin falsch. Ich kann nur erklären, woher meine Meinung kommt, und ich kann versuchen, zu verstehen, was meine Kontrahentin bewegt und umtreibt – und möglicherweise etwas daraus lernen. Politik bedeutet, „Übersetzungen zu suchen zwischen dem, was ich in erster Person lebe, weiß, fühle in etwas, dass die andere verstehen kann [...] indem ich zugehört habe, als sie versucht hat, mir die Bedeutung ihrer Erfahrungen zu erklären“, so hat die italienische Feministin Luisa Muraro diese zugegeben mühsame Praxis einmal beschrieben.

Die Erfahrungen und Ansichten anderer Frauen ernst zu nehmen, ist die wichtigste Waffe des Feminismus, der sich ja außerhalb der gegebenen symbolischen Ordnung bewegen muss und daher nichts „Festes“ hat, worauf er sich stützen kann. Das Wahre auch an den Perspektiven der politischen Gegnerin zu sehen, es aufzugreifen und zu würdigen, vom Falschen zu lösen, um dann von diesem Punkt aus originell weiterzudenken, neue Erkenntnisse und Einsichten zu entwickeln – das ist feministische Theoriearbeit. Man kann sie mit der politischen Gegnerin gemeinsam tun, das wäre schön, aber es funktioniert auch ohne ihre Kooperation. Sich in eine Schleife gegenseitiger Unterstellungen und Anschuldigungen hineinzudrehen, das bringt hingegen überhaupt nichts.

Antje Schrupp